

KN, 30. 11. 2019

„Mir ist nichts in den Schoß gefallen“

Brigitte Fassbaender zu ihrer Autobiografie

Frau Fassbaender, anders als viele andere Künstler haben Sie sich selbst die Mühe gemacht, jedes Wort ihrer Autobiografie niederzuschreiben ...

Brigitte Fassbaender: Wenn schon, denn schon. Ich habe immer geschrieben. Das macht mir Freude. Selbst die guten Zuarbeiter mängen ja immer gern recherchierte Rezensionshymnen darunter. Diese Beweihräucherung der eigenen Person wollte ich dann doch unbedingt vermeiden. Und meine Eltern waren prägende Künstler in ihrer Zeit. Und das wollte ich dabei auch persönlich ein bisschen mit aufarbeiten.

Im autobiografischen Teil spürt man sehr stark, dass Sie doch einen ziemlichen Kampf hinter sich gebracht haben ...

Ja genau. Mir ist nichts in den Schoß gefallen. Ich habe es jedenfalls nie so empfunden.

Zum Kampf in Ihrem offenbar alles andere als leichtgängigen Sängereleben gehören auch Fahrnisse wie extremes Lampenfieber. Das war immer groß – erst recht, als ich für ein Publikum gesungen habe, dass ja viel Geld gezahlt hat, um mich zu hören. Da habe ich die Verantwortung gespürt, dass man immer tausend Prozent abliefern muss und vielleicht noch mehr hätte vorarbeiten sollen. Ich war selber nie zufrieden. Ich konnte es sehr oft selber nicht glauben, wieso mein Singen dem Publikum offensichtlich sehr gefallen hatte.

Und wie ist für Sie, die eigene unverwechselbare Stimme auf Tonträgern zu hören?

Die höre ich relativ selten, meist nur in Radiosendungen, für die ich etwas raussuchen sollte. Da komme ich dann tatsächlich „aus dem Staunen nicht heraus“. Da ist dann manches dabei, was ganz gelungen war. Aber auch einiges, wo ich mich frage: Warum hast du denn das durchgehen lassen? (lacht) Ich habe aber eigentlich ein gutes Verhältnis zu meiner Stimme...

Und Sie mussten sich ja auch als Tochter eines berühmten Sängers

eigenständig behaupten lernen. Natürlich standen einem auch Türen offen, aber man musste eben auch eine riesige Erwartungshaltung bestätigen.

Sich von ihrem eigenen Vater ausbilden zu lassen, war aber eine richtige Entscheidung?

Eindeutig ja. Ein paar Krisen auch durch seine Starbeanspruchung haben wir gut überwunden. Und bis kurz vor seinem Tod hat er mir mit Rat und Tat beiseite gestanden, mich mit allen Opernpartien und Liedern vertraut gemacht. Es herrschte nicht dauernd Harmonie, aber größtes Vertrauen. Mein Vater hätte mich nie diesen Beruf antreten lassen, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, dass das Rüstzeug vorhanden ist. Heute ist es angesichts der Mas-

„Ich konnte es sehr oft selber nicht glauben, wieso mein Singen dem Publikum so sehr gefiel.“

Brigitte Fassbaender, Jahrhundertstimme

senkonkurrenz mehr denn je wichtig, dass das technische Handwerkszeug vorhanden ist. Und man muss brennen. Der Enthusiasmus ist wichtig, denn Geld verdient man in dem Beruf erst spät oder nie. Singen ist immer ein Traum! Denn machen wir uns nichts vor: Auch aus meinen vielen Meisterkursen bleiben mir nur einige wenige exzeptionelle Stimmen und Persönlichkeiten in Erinnerung.

Was haben die dann, was anderen selbst mit schönem Material fehlt?

Technik und Interpretation gehen im besten Fall wie selbstverständlich Hand in Hand. Aber junge Sänger sind ständig überfordert, weil überall die Ensembles so klein sind. Da merkt man dann schon Abnutzung und Raubbau. Bei mir ging es auch schnell mit den größeren Partien, aber ich habe nichts gesungen, was ich nicht mit meinem



Gesangslegende, Intendantin, Regisseurin – und eine begnadete Vorleserin: Brigitte Fassbaender, am Donnerstag in der Landesbibliothek Schleswig-Holstein.

FOTO: MARCO EHRHARDT

Vater intensiv vorbereitet hatte. Zehn Jahre, das hat er immer gesagt, muss man an einem Haus wachsen, um dann eine richtige Karriere machen zu können.

Berlin sei für Sie unverlierbar, haben Sie mir mal gesagt. Und das, obwohl sie mit ihren Eltern dort bald weggezogen sind. Berlin hat man im Blut. Und ich bin sehr traurig, dass ich nie in Berlin inszenieren durfte, in meiner Heimatstadt, wo ich natürlich an der Deutschen Oper oder in der Philharmonie viel gesungen habe. Aber man hat dennoch immer noch einen Koffer in Berlin, wie es bei der Knef so schön heißt ...

Abgesehen von ein paar Momenten, wo sie sich über den Opernbetrieb aufregen oder scharfzüngige Beiträge zur MeToo-Debatte leisten, halten Sie die Berliner

Schnauze aber im Zaum in Ihrem Buch, oder?

Na, Berlinern kann ick noch. (lacht) Aber det verliert sich vielleicht wenn man hochdeutsch schreiben muss.

Dann die Zweitkarriere als Intendantin und Regisseurin. Sie haben auch mit großem Erfolg am Kieler Opernhaus inszeniert: Tschaikowskys „Eugen Onegin“ und jüngst die „Frau ohne Schatten“ von Strauss. Wie war denn Ihr Eindruck von Funktion und Geist an unserem Theater?

Kiel hat ein sehr schönes, leistungsfähiges und gutes Ensemble. Es gibt aber auch hier Überforderungen und Überschneidungen, so dass man beim Proben tagelang auf einen Sänger verzichten muss, weil er in irgendeiner Wiederaufnahme eingebunden ist. Das erlebt man jedoch viel an solchen Häusern, wo ein kleines Ensemble

alles abdecken muss. Auffällig ist aber, dass hier extrem viel gewerkschaftlich durchorganisiert ist. Darunter leidet die Regie dann doch, wenn jedem um Punkt Eins der Hammer aus der Hand fällt – ob nun Solist, Chorsänger oder Techniker. Aber es ist ein ehrgeiziges Haus, sehr gut geführt, besonders auch in der Opernsparte durch den Direktor Reinhard Linden. Entstanden sind in jeder Beziehung erstaunlich gute Aufführungen. Schade, dass Georg Fritzsche weg ist, denn nun komme ich hier vielleicht nicht mehr zu einer dritten Regiearbeit, die ich zur Abrundung so gerne noch machen würde ...

Vielleicht ja in Karlsruhe?

Nein, der Intendant dort will keine gestandenen Handwerker (lacht). Die suchen das Risiko mit jungen Leuten.

Interview: Christian Strehk

Vom Staunen mit einem Weltstar

KIEL. Ein Zuhörer im voll besetzten Saal der Landesbibliothek bringt es auf den Punkt: Das muss Brigitte Fassbaender unbedingt auch noch als Hörbuch herausbringen. Denn ihre im Beck-Verlag erschienenen Memoiren – mit dem schönen, aus dem für ihre Karriere so wichtigen Rosenkavalier herbeizitierten Titel *Komm' aus dem Staunen nicht heraus* – gewinnen noch Prägnanz und Edelklang, wenn die Autorin sie selber vorliest. Dann hört man auch noch mehr den genüsslichen Spott der Berliner Schnauze über die Bühnenkollegen heraus: zu ihren Verschrobenheiten oder gar zu ihren MeToo-verdächtigen „Womanizern“ wie Sir Georg Solti oder Plácido Domingo.

Das Buch ist auf 200 Seiten eine völlig uneitle Autobiografie, die fast lapidar und dadurch noch erschreckender grauenvolle Kriegs- und Nachkriegserlebnisse schildert, das prominente Elternhaus einordnet, das errungene Glück der ersten Karrierejahre beleuchtet und dann – selber staunend – auf die interessant aufgefächerte Ernte eines Weltstars blickt. Die Alterskarriere als Intendantin und enorm fleißige Regisseurin folgt nach dem eindrucksvoll selbstbestimmten Abtritt von der Bühne (1994 mit *Elektra* an der Met und einem Liederabend mit Elisabeth Leonskaja). Besonders spannend, vor allem für Kenner der wahnwitzig aufwendigen Materie Opernwelt, sind dann 150 Seiten, in denen Fassbaender ein Regie-Tagebuch zu ihrer Inszenierung von Britten's *Sommernachtsraum* aufblättert und zu 13 Werken des Repertoires ihre „Regiegedanken“ preisgibt. cst

Brigitte Fassbaender: Komm' aus dem Staunen nicht heraus. Memoiren. Verlag C. H. Beck, 98 Seiten, 49 Fotos, 26,95 Euro.



Brigitte Fassbaender 1962 mit Tenorlegende Fritz Wunderlich in „Eugen Onegin“.